



Wenn sich Fremde Fremde schaffen

Die Soziologin Elke Geenen verspricht sich wenig von gesetzlichen Diskriminierungsverboten.

»Ausländer unerwünscht.« Diese (meist so direkt nicht ausgesprochene) Devise gilt vor Discotheken ebenso wie auf manchen Karriereleitern. Doch warum diskriminieren wir eigentlich? Dr. Elke Geenen, Soziologin und Privatdozentin an der Christian-Albrechts-Universität, müsste es wissen. Sie verfasste im Jahr 2000 ihre Habilitationsschrift zur »Soziologie des Fremden« und führt damit eine große sozialwissenschaftliche Tradition fort, die bereits mit Klassikern wie Max Weber oder Ferdinand Tönnies begann. Letzterer lehrte lange Zeit auch in Kiel und prägte folgenden bedenkenswerten Satz: »Man geht in die Gesellschaft wie in die Fremde.« Gesellschaft ist demzufolge eine Fremde nicht nur für Ausländer oder sonst irgendwie Andere, sondern für alle, die in ihr leben. Tönnies hat diesen Satz zwar vor dem Hintergrund der sich massiv ausbreitenden Industrialisierung geschrieben, doch seine Gültigkeit hat er trotz gewandelter Vorzeichen auch heute noch: Für den Obdachlosen, der nicht weiß, wo er die nächste Nacht verbringt. Für den Angestellten, der stets befürchten muss, wegrationalisiert zu werden. Für den Manager, der heute ganz oben dabei ist und schon morgen womöglich »abstürzt«. Wer so emp-

findet, neigt höchstwahrscheinlich kaum zu Ausgrenzungsbemühungen, doch im Alltag hängen nach Einschätzung von Elke Geenen nur die wenigsten Zeitgenossen derart reflektierten Sichtweisen an. Vielmehr deutet aus Sicht der Soziologin vieles darauf hin, dass die Menschen, gerade weil ihre Gesellschaft ihnen fremd erscheint, sich gewissermaßen noch Fremdere erschaffen.

Von da an ist es nicht mehr weit bis zur Diskriminierung, also einer Ungleichbehandlung aufgrund von Merkmalen wie beispielsweise Geschlecht, Alter, Hautfarbe oder regionaler Herkunft. Dass das nicht besonders vernünftig ist, befand schon Max Weber. Er ermittelte, dass die Kriterien, nach denen sich eine Gruppe gegen die andere abgrenzt, oft alles andere als handfest sind. Zu einem guten Teil gehe es dabei um »ästhetisch auffällige Unterschiede in der äußeren Erscheinung« oder um Unterschiede in der alltäglichen Lebensführung. »Dabei handelt es sich stets um Dinge, deren soziale Tragweite ansonsten nur als untergeordnet erscheint«, heißt es bei Weber.

Ganz und gar irrational sind die Motive für Ausgrenzung deshalb aber nicht. »Diskriminierung ist der Versuch, der eigenen Grup-

pe Ressourcen zu sichern«, behauptet Elke Geenen, nach deren Überzeugung es in jeder Gesellschaft entsprechende Tendenzen gibt. Schlichter Hintergrund: Stets gibt es Dinge wie Geld, Karrieren oder auch nur die Zugehörigkeit zu einer »In-Group« zu verteilen, die so begehrt sind, dass nicht alle sie bekommen können. Die Einordnung der Soziologin: »Man könnte diese Mittel und Chancen ebenso gut aufgrund einer differenzierten Leistungsbeurteilung verteilen. Das wäre gerechter, aber auch viel komplizierter.«

So kommt es also, dass auf der einen Seite die selbstvermuteten Guten und auf der anderen Seite die angenommen Schlechten sind, dass all dies im Grunde herzlich wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat und trotzdem zumindest aus Sicht der Mehrheit alles wunderbar passt. Beispielsweise gibt es besonders starke ausländerfeindliche Tendenzen ausgerechnet in denjenigen ostdeutschen Regionen, in denen kaum Ausländer leben. Von der Sache her erscheint das unsinnig, doch die soziale Situation macht manches erklärbar. Hartz-IV-Empfänger beispielsweise, die sich dauerhaft zu den Wendeverlierern zählen, können ihr Selbstwertgefühl aufbessern, wenn sie auf andere herunterblicken, die in der gesell-

schaftlichen Rangordnung noch tiefer angesiedelt sind. Zudem dient Diskriminierung für Geenen auch hier der Sicherung von Ressourcen, nämlich von staatlichen Zuwendungen. Diskriminierung kann in aufgeklärten Gesellschaften aber noch andere abstrus anmutende Blüten treiben. Für die Kieler Soziologin ist es ohne weiteres denkbar, dass Ausländer teilweise auch deswegen nicht in Discotheken gelassen werden, weil ihre möglicherweise selbst ausländischen Betreiber oder Türsteher annehmen, ihre Gäste wollten keine Ausländer im Saal haben.

Hilft gegen so etwas das von Bundestag und Bundesrat beschlossene neue Antidiskriminierungsgesetz? Elke Geenen hat daran ihre Zweifel. Schon das Verbot, Frauen aufgrund ihres Geschlechts bei der Vergabe von Stellen zu benachteiligen, habe herzlich wenig an der Praxis der überwiegend männlichen Besetzung von Führungspositionen verändert, weil entsprechende Diskriminierungen so gut wie nicht nachweisbar seien. Ähnliches befürchtet die Wissenschaftlerin auch für das Antidiskriminierungsgesetz, das nach ihrer Meinung weitgehend als Zeichen des guten politischen Willens betrachtet werden muss. mag

Lehren lernen

Eine Studie am Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) analysierte den Physikunterricht an deutschen Schulen. Die dabei aufgezeichneten Unterrichtsvideos werden jetzt in der Weiterbildung von Lehrkräften eingesetzt.



Am IPN können Physiklehrer anhand von Videoaufzeichnungen ihren eigenen Unterricht analysieren und weiterentwickeln. Foto: IPN

Liegt es tatsächlich an der Qualität des naturwissenschaftlichen Unterrichts, wenn deutsche Schüler in internationalen Vergleichsstudien schlecht abschneiden? Diese Frage lässt sich schwer beantworten, da es wenig Wissen darüber gibt, wie der Unterricht tatsächlich aussieht. Ein Forschungsprojekt zur differenzierten Beobachtung und Beschreibung des deutschen Physikunterrichts soll diese Lücke schließen. »Was im Unterricht wirklich vorgeht, ist über Leistungsmessung oder Befragung von Schülern und Lehrkräften nur sehr oberflächlich zu erfassen«, erklärt Professor Tina Seidel, die zusammen mit Professor Manfred Prenzel das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt »Lehr-Lern-Prozesse im Physikunterricht – eine Videostudie« am IPN leitet. Die Studie ist eingebettet in das DFG-Schwerpunktprogramm »Bildungsqualität von Schule« (BIQUA).

»Wir haben in zwei Projektstufen den Physikunterricht in Deutschland analysiert. Da wurden 50 Klassen in vier Bundesländern über das ganze Schuljahr hinweg untersucht«, berichtet die Juniorprofessorin am IPN. Leistungstests am Anfang und am Ende des Schuljahrs dienten dazu, die Entwicklung der Schüler und die Wirkung des Unterrichts auf die Lernergebnisse abzuschätzen. Im Verlauf des Schuljahrs wurden außerdem einzelne Unterrichtsstunden durch Videoaufnahmen dokumentiert. Befragungen der Schüler zu den aufgezeichneten Stunden ergänzten die Beobachtungen.

Bei der Analyse der Videoaufzeichnungen konzentrierten sich die Wissenschaftler vor allem auf fünf Bereiche, von denen man aus anderen Studien weiß, dass sie sich positiv auf das Lernergebnis auswirken. Hierzu zählen die Zielorientierung des Unterrichts, die Fehlerkultur und die Lernbegleitung durch

den Lehrer sowie schülerzentrierte Arbeitsformen und die Rolle der Experimente. Seidel: »Wir haben uns zum Beispiel angeschaut, wie Lehrer ihre Schüler unterstützen, ob sie diese zum Nachdenken anregen und wie sie sie mit fehlerhaften Konzepten umgehen.« Dabei kamen sie zum Ergebnis, dass in sehr vielen Schulklassen gerade die für das Lernergebnis fördernden Merkmale nur schwach ausgeprägt waren. So wurden zum Beispiel die Ziele häufig nicht explizit genannt. Die Schüler mussten sich dann selbst erschließen, was der übergeordnete Zusammenhang war. Der Frontalunterricht in Form von Klassengespräch und Lehrervortrag ist immer noch bei rund 80 Prozent der Klassen gängige Praxis. Ein höherer Anteil von Experimenten und gruppenzentrierten Arbeitsformen wäre wünschenswert. Das allein reicht aber für ein besseres Lernergebnis nicht aus, sondern ist nur im Zusammenspiel mit anderen Qualitäts-

merkmalen förderlich. Außerdem bemängelte die Expertin, »dass in der Lernbegleitung die Gespräche sehr eng geführt sind und nur auf einzelne richtige Antworten gerichtet sind, anstatt zum Nachdenken anzuregen.« Auf diesen Ergebnissen baut die dritte Phase des Projektes auf, genannt LUV – Lernen aus Unterrichtsvideos für Physiklehrkräfte. »Dabei wollen wir Lehrkräften helfen, anhand der Videoaufzeichnungen ihren Unterricht zu reflektieren und weiterzuentwickeln«, so Seidel. Für die Fortbildung der Lehrer wurden die Videoaufzeichnungen in eine computerbasierte Lernumgebung gesetzt. »Das heißt, Lehrkräfte analysieren am Computer Unterrichtsvideos und bearbeiten Aufgabenstellungen zum Video. Die Aufgabenstellungen und Videobeispiele helfen Lehrkräften, lernwirksame Elemente des Unterrichts zu erkennen und richtig einzuordnen.« ne

Meldungen

VIERZIG JAHRE IPN

Im Dezember feiert das Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) sein 40-jähriges Bestehen. Die Gründung im Jahr 1966 geht auf die Initiative des Physikers Professor Karl Hecht zurück. »Angesichts des nicht ausreichenden naturwissenschaftlichen Unterrichts schien es mir erforderlich ... geeignete Wege zu finden, unseren Mitbürgern ein besseres Verständnis für Naturwissenschaft und Technik zu vermitteln«, schreibt Hecht in

»Meine Erinnerungen an die Vor- und Frühgeschichte des IPN«. Zunächst stand die Entwicklung naturwissenschaftlicher Curricula und Unterrichtsmaterialien im Vordergrund; heute bestimmen internationale Vergleichsstudien wie PISA sowie Forschungsarbeiten zur Unterrichtsqualität die Arbeit des IPN. Die Zahl der Mitarbeiter von anfangs acht im Dezember 1966 ist auf derzeit 134 angestiegen. Als Mitglied der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz wird das IPN gemeinsam von Bund und Ländern finanziert und ist an die Universität Kiel angegliedert. »Wir haben viel erreicht«, betont Manfred Pren-

zel, der das IPN seit dem Jahr 2000 leitet, »aber auch noch viel vor. Mit unseren Forschungsarbeiten wollen wir in Zukunft zur Verbesserung des Unterrichts nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Mathematik beitragen. Und wir werden uns fragen, wie Verständnis von und für Naturwissenschaften über die gesamte Lebensspanne – nicht nur in der Schule – gefördert werden kann.« ne

www.ipn.uni-kiel.de

Karl Hecht: Meine Erinnerungen an die Vor- und Frühgeschichte des IPN. Kiel 1986.

STUDIEN-INFORMATIONSTAGE IM MÄRZ 2007

Die Zentrale Studienberatung der CAU bietet vom 27. bis 29. März 2007 bereits zum vierten Mal in Kooperation mit der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft ein umfangreiches Informationsprogramm zu allen Themen rund ums Studium an. Schüler und andere Studieninteressierte können die drei Tage nutzen, um sich zum Beispiel über ihre Wunschfächer zu informieren oder Fragen zur Bewerbung und Zulassung zu klären. ne

www.zsb.uni-kiel.de